Briefkultur

Briefkultur

Texte und Interpretationen – von Martin Luther bis Thomas Bernhard

Herausgegeben von
Jörg Schuster und Jochen Strobel

De Gruyter

ISBN 978-3-11-027656-5
e-ISBN 978-3-11-027675-6

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data
A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

Briefe und Interpretationen. Über Ansätze zu einer Geschichte der Briefkultur und über die Möglichkeit kulturhistorischer Skizzen mittels Brieflektüren XI

Martin Luther an den Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Albrecht von Brandenburg, 31. Oktober 1517 1

UTE MENNECKE:
Von der Kunst, demutsvoll einen kühnen Brief zu schreiben..... 7

Christian Fürchtegott Gellert an Moritz Ludwig Kersten, 25. Oktober 1748 19

SIKANDER SINGH:
„Werden Sie doch verliebt" – Ein Brief Gellerts im Kontext der Brieflehren der empfindsamen Aufklärung..... 23

Friedrich Gottlieb Klopstock an Meta Moller, 11. April 1751 33

JOACHIM JACOB:
Hergestellte Nähe.
Friedrich Gottlieb Klopstock – Meta Moller 37

Wolfgang Amadeus Mozart an seinen Vater Leopold, 4. April 1787 47

MATHIAS MAYER:
Der Brief als Inszenierung von Unmittelbarkeit.
Mozart schreibt seinem Vater..... 49

Ludwig Tieck an „die Weller", 17. August 1793..... 57

JÜRGEN JOACHIMSTHALER:
Empfindsamkeitsabwehr.
Zu einem verschollenen Brief Ludwig Tiecks..... 59

Georg Christoph Lichtenberg an
Margarete Elisabeth Lichtenberg, 30. Juli 1797 73

ULRICH JOOST:
„Arme Ohmel“, „12 Zolle lange Schelmen“ und ein „loser Upstart Gentleman“. Über einen Ehebrief Lichtenbergs und dabei etwas zu Liebeskodierungen 75

Rahel Levin an Karoline Gräfin von Schlabrendorf,
11. Oktober 1808 93

FRIEDERIKE WONSCHIK:
Der Frauenbrief als Ausdruck weiblicher Solidarität und Handlungsfähigkeit. Ein Brief Rahel Levins an die Gräfin von Schlabrendorf 95

Heinrich von Kleist und Henriette Vogel,
20. November 1811 111

GÜNTER BLAMBERGER:
Über Nähe und Ferne:
Die Todeslitanei Heinrich von Kleists und Henriette Vogels 113

Auguste Gräfin Bernstorff-Stolberg und
Johann Wolfgang von Goethe,
15./23. Oktober 1822 und 17. April 1823 125

JOCHEN GOLZ:
Ein Dialog der Konfessionen?
Zu einem Briefwechsel zwischen Auguste Gräfin Bernstorff-Stolberg und Goethe in den Jahren 1822 und 1823 139

Alexander von Humboldt an
Karl August Varnhagen von Ense, 24. Oktober 1834 151

THOMAS RICHTER:
„Tadeln Sie aber nicht, ohne mir zu helfen.“
Alexander von Humboldt und Karl August Varnhagen von Ense im Dialog 155

Johann Wolfgang von Goethe an
Bettine Brentano, 9. Januar 1808 / Bettine von Arnim:
Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde (1835) 165

WOLFGANG BUNZEL:
Die Kunst der Retusche. Ein Originalbrief von Goethe
an Bettine Brentano und seine Überarbeitung
in Bettine von Arnims teilfingierter Quellenedition
Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde (1835) 169

Otto von Bismarck an Leopold von Gerlach,
28. Dezember 1851 183

HANS-CHRISTOF KRAUS:
Emanzipation eines „diplomatischen Säuglings" –
ein Brief Otto von Bismarcks an Leopold von Gerlach..... 187

Johannes Köster an seine Frau und seine Kinder,
24. April 1859..... 199

WOLFGANG HELBICH:
Ein Auswandererbrief von Millionen 203

Ernst Haeckel und Frida von Uslar-Gleichen, 14. und
31. Januar 1902..... 213

ROBERT MATTHIAS ERDBEER:
Herzblatt Haeckel. Wissenschaft als Grenzdiskurs
der Gattung Liebesbrief..... 217

Rainer Maria Rilke an Magda von Hattingberg,
4. Februar 1914 231

JÖRG SCHUSTER:
Im Schutzraum der Schrift – ein Brief
Rainer Maria Rilkes an Magda von Hattingberg 233

Else Lasker-Schüler an Franz Marc, 9. (?) Januar 1916 243

CLAUDIA NATTERER:
„Alles Leben wird Tapete" – Else Lasker-Schülers
letzter Brief an Franz Marc 247

Franz Kafka an Milena Jesenská, Ende März 1922 257

PHILIPP THEISOHN:
Schreiben vor Dämonen.
Franz Kafka an Milena Jesenská..... 259

Nathan Wolf an seine Frau Auguste, 23. Mai 1941 269

ANNE OVERLACK:
„… dass mir das Schicksal auch noch die Trennung
von Euch auferlegt, das ist fast mehr als ein Mensch
zu ertragen vermag…“ –
Nathan Wolf an seine Frau Auguste..... 275

Horst Rocholl an Gisela Rocholl, 9. September 1942..... 283

JENS EBERT:
Feldpostbrief von Dr. Horst Rocholl,
geschrieben am 9. September 1942 vor Stalingrad 285

Dietrich Bonhoeffer an Eberhard Bethge, 21. Juli 1944 297

CHRISTIAN GREMMELS und FLORIAN SCHMITZ:
Dietrich Bonhoeffer an Eberhard Bethge. Brief aus dem
Wehrmachtuntersuchungsgefängnis Berlin-Tegel 299

Thomas Mann: Brief nach Deutschland.
[Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe].
Thomas Mann an Walter von Molo, 2.–9. September 1945 309

JOCHEN STROBEL:
Ein *J'accuse* – an alle!
Thomas Manns Offener Brief an Walter von Molo..... 317

Ingeborg Bachmann und Paul Celan,
28./29. Oktober und 31. Oktober/1. November 1957 333

SIBYLLE SCHÖNBORN:
Nous deux encore? – Zu zwei Briefen von
Ingeborg Bachmann und Paul Celan aus dem Herbst 1957 351

Hannah Arendt an Martin Heidegger, 20. März 1971 363

ANTONIA GRUNENBERG:
„Der Weg, den Du mir zeigtest, ist länger
und schwerer als ich dachte.“ Ein Brief Hannah Arendts
an Martin Heidegger 367

Thomas Bernhard an Siegfried Unseld, 18. Oktober 1972 377

OLAF KRAMER:
Der Übertreibungskünstler als Geschäftsmann –
ein Brief Thomas Bernhards an Siegfried Unseld 381

Zwei Familienbriefe über die deutsch-deutsche Grenze
hinweg, 16. Juli und 7. November 1980 395

INA DIETZSCH:
Grenzen überschreiben? Ein deutsch-deutscher
Gemeinschaftsbriefwechsel 401

Briefe und Interpretationen. Über Ansätze zu einer Geschichte der Briefkultur und über die Möglichkeit kulturhistorischer Skizzen mittels Brieflektüren[1]

I. Forschungsfeld ‚Brief'

Die Briefforschung hat in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten eine erfreuliche Konjunktur erlebt. Im Mittelpunkt des Interesses standen dabei zum einen bestimmte Epochen – insbesondere die als Blütezeit des Genres geltende Spanne von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum frühen 19. Jahrhundert[2] – oder einzelne Autorinnen und Autoren wie Christian Fürchtegott Gellert, Georg Christoph Lichtenberg, Rahel Varnhagen, Annette von Droste-Hülshoff oder Eduard Mörike.[3] Aufmerksamkeit erweckten in den letzten Jahren aber zunehmend auch systematische

---

1 Für ihre Unterstützung bei der Erstellung der Druckvorlage danken wir herzlich Herrn Samuel Reiter und Frau Aline Seidel, Marburg, sowie Frau Carolin Bruns, Osnabrück.

2 Vgl. Karl Heinz Bohrer: Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität. Frankfurt/M. 1989; Elke Clauss: Liebeskunst. Untersuchungen zum Liebesbrief im 18. Jahrhundert. Stuttgart 1993; Annette C. Anton: Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart, Weimar 1995; Robert Vellusig: Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert. Wien u. a. 2000; Johannes Anderegg: Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 und 1830. Mit einem Beitrag von Edith Anna Kunz. Göttingen 2001; Tanja Reinlein: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale. Würzburg 2003.

3 Vgl. Claudia Kaiser: „Geschmack" als Basis der Verständigung. Christian Fürchtegott Gellerts Brieftheorie. Frankfurt/M. u. a. 1993; Rafael Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur. Wiesbaden 1995; Ulrich Joost: Lichtenberg – der Briefschreiber. Göttingen 1990; Jutta Juliane Laschke: Wir sind eigentlich, wie wir sein möchten, und nicht so wie wir sind. Zum dialogischen Charakter von Frauenbriefen Anfang des 19. Jahrhunderts, gezeigt an den Briefen von Rahel Varnhagen und Fanny Mendelssohn. Frankfurt/M. u. a. 1988; Barbara Breysach: „Die Persönlichkeit ist uns nur geliehen". Zu Briefwechseln Rahel Levin Varnhagens. Würzburg 1989; Barbara Hahn: „Antworten Sie mir!" Rahel Levin Varnhagens Briefwechsel. Frankfurt/M., Basel 1990; Margaretmary Daley: Women of Letters. A Study of Self and Genre in the Personal Writing of Caroline Schlegel-Schelling, Rahel Levin Varnhagen, and Bettina von Arnim. Columbia, SC, 1998; Luisa Callejón Callejón: Briefliche Momentbilder. Lektüren zur Korrespondenz zwischen Rahel Levin Varnhagen und Pauline Wiesel. Berlin 2002; Walter Gödden: Die andere Annette. Annette von Droste-Hülshoff als Briefschreiberin. Paderborn u. a. 1991; Heike Spies: Literatur in den Briefen Droste-Hülshoffs. Frankfurt/M. u. a. 2010; Kristin Rheinwald: Eduard Mörikes Briefe. Werkstatt der Poesie. Stuttgart, Weimar 1994.

Aspekte der ‚Briefkultur'. Nicht zuletzt aufgrund eines gesteigerten Interesses an aktuellen, mit dem Brief konkurrierenden Kommunikationsformen wie Telefon, E-Mail oder SMS wandte sich die Forschung besonders der Frage nach der Materialität und Medialität von Briefen zu.[4] Auch das Problem der Autorschaft oder des mittels Briefen vorbereiteten eigenen Nachruhms sowie das Genre ‚Liebesbrief' rückten ins Blickfeld.[5] Diese Ansätze führten jedoch, anders als im Fall literarischer Gattungen wie Roman, Lyrik oder Drama, bislang nicht zum Versuch, die gewonnenen Einzelergebnisse im Rahmen einer umfassenden gattungsgeschichtlichen Darstellung ‚von den Anfängen bis zur Gegenwart' zusammenzuführen[6] – und das ist vermutlich auch gut so. Eine umfassende *Geschichte des deutschen Briefes*, wie sie Georg Steinhausen 1889/91 vorlegte, erscheint heute als ein unmögliches und nicht einmal erstrebenswertes Projekt.[7]

Ist das methodologische Problembewusstsein gegenüber dem Konstruktionscharakter literaturgeschichtlicher Erzählungen generell gestiegen, so kommt im Fall des Briefs die Schwierigkeit hinzu, dass es sich nicht um eine Textsorte handelt, die allein den Regeln des literarischen Felds folgen würde. Literaturgeschichtliche Periodisierungen sind auf den Brief als Medium der Alltagskommunikation nur bedingt anwendbar, hier ist – insbesondere im Blick auf die bislang wenig untersuchte Briefkultur seit

---

4 Vgl. vor allem Anne Bohnenkamp, Waltraud Wiethölter (Hg.): Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. Frankfurt/M., Basel 2008.

5 Vgl. Jochen Strobel (Hg.): Verkehr mit Dichtern und Gespenstern. Figuren der Autorschaft in der Briefkultur. Heidelberg 2006; Detlev Schöttker (Hg.): Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung. München 2008; Renate Stauf u.a. (Hg.): Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Berlin, New York 2008.

6 Auch die Monographie von Reinhard M.G. Nickisch (Brief. Stuttgart 1991), die in diesem Zusammenhang erwähnt werden muss, demonstriert die hier angesprochene Problematik, handelt es sich bei ihr doch um ein nützliches Hilfsmittel zur Orientierung in mehr als fünf Jahrhunderten Briefgeschichte, das aber zumindest partiell kaum mehr als ein niveauvolles name-dropping bietet.

7 Vgl. Georg Steinhausen: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Berlin 1889/91. Allerdings steht Steinhausen mit seinem – freilich national und völkerpsychologisch ausgerichteten – Versuch, die Briefgeschichte erstmals als nichttrivialen Einzelstrang einer allgemeinen Kulturgeschichte zu sehen, am Anfang einer sich zunächst in Gestalt von Anthologien, seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend auch in Forschungsbeiträgen manifestierenden Suchbewegung, die, ausgehend von einer ‚kleinen' Form, auf eine historiographische Beschreibung zunächst der Kultur des Briefs, darüber hinaus aber zudem auf eine Engführung von Brieflektüre und Kulturgeschichtsschreibung abzielt. Zu einer wissenschaftsgeschichtlichen Einordnung Steinhausens vgl. Lars Deile: Kulturgeschichte als Kulturkritik. Nachfragen bei Georg Steinhausen. München 2008.

der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts[8] – von anderen Kontinuitätslinien auszugehen als im Bereich etwa der literarischen Avantgarden. Fragen der Periodisierung oder des Zusammenspiels der Entwicklung literarischer und alltagskommunikativer Formen sind bislang kaum befriedigend diskutiert worden. Sie verlangen nach einer interdisziplinären Herangehensweise sowie nach unterschiedlichen methodischen Zugriffen, mittels derer dem Brief als kommunikativem Phänomen im Spannungsfeld zwischen dokumentarischem Charakter und inszenatorisch-fiktionalem Potential beizukommen ist.

Damit ist ein weites Feld für eine innovative Auseinandersetzung mit dem Problemfeld ‚Briefkultur' umrissen. Scheinen herkömmliche Periodisierungen und ‚große' historiographische Erzählungen im Fall dieses ‚kleinen' Genres fragwürdig und haben Kanonisierungsprozesse hier nur sehr bedingt stattgefunden, so hat die Konsequenz zunächst zu lauten: Hin zum Material, hin zu den Texten in ihrem jeweiligen kulturgeschichtlichen Kontext!

II. Ansätze zu einer Geschichte der Briefkultur – und: Brieflektüren als kulturhistorische Momentaufnahmen

Die Ausrichtung des vorliegenden Bandes ist damit bereits skizziert. Er widmet sich einer Fragestellung, die für die Beschäftigung mit der Briefkultur grundlegend ist, bislang jedoch, wiederum anders als im Fall der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit anderen Gattungen, weitgehend ignoriert wurde: Wie eigentlich interpretiert man einen Brief?

Dem gestiegenen Interesse an der ‚Briefkultur' trägt der Band Rechnung, indem er auf diese Frage Antworten zu geben versucht – nicht in Form einer theoretischen ‚Einführung in die Briefanalyse', sondern durch Einzelinterpretationen, die, sowohl was den ausgewählten Text als auch was den methodischen Zugriff betrifft, exemplarischen Charakter haben. Damit wird eine Lücke zwischen – häufig populären, teilweise kommen-

8 Vgl. Rainer Baasner (Hg.): Briefkultur im 19. Jahrhundert. Tübingen 1999; Anne Overlack: Was geschieht im Brief? Strukturen der Briefkommunikation bei Else Lasker-Schüler und Hugo von Hofmannsthal. Tübingen 1993 sowie Jörg Schuster: „Kunstleben". Zur Kulturpoetik des Briefs um 1900 – Korrespondenzen Hugo von Hofmannsthals und Rainer Maria Rilkes. Habilitationsschrift Marburg 2012 (erscheint 2013); aus komparatistischer Perspektive vgl. Vincent Kaufmann: Post Scripts. The Writer's Workshop. Cambridge, Mass., London 1994 (frz. u.d.T. L'équivoque épistolaire. Paris 1990).

tierten – Brief-Anthologien einerseits und wissenschaftlichen Monographien zu einzelnen Aspekten oder Autoren andererseits geschlossen.

Grundsätzlich wird dabei in jedem Beitrag jeweils ausschließlich *ein* Brief (oder allenfalls ein Brief samt ‚Gegenbrief') interpretiert – von der Datumszeile bis zur Unterschrift und gegebenenfalls bis hin zum gewählten Briefpapier und postalischen Vermerken. Beachtung finden – mit von Aufsatz zu Aufsatz variierender Schwerpunktsetzung – Aspekte wie Medialität, Textualität, Materialität,[9] Sammel-, Archivierungs- und Editionsgeschichte, kommunikative Funktion, Rhetorik, aber auch Narratologie, Kulturgeschichte, Gender Studies und Soziologie sowie die Problematik des historisch-dokumentarischen Werts.

Die Interpretationen gelten dabei zum einen den unterschiedlichsten Formen – vom Gelehrtenbriefwechsel über die Freundschafts- und Geschäftskorrespondenz, den Offenen Brief (in politischer Absicht), den erotischen Brief und den Liebesbrief, den im Angesicht des Todes verfassten ‚Abschiedsbrief' bis hin zum Auswandererbrief, dem Feldpostbrief, dem Exilbrief oder Gemeinschaftsbriefen über die deutsch-deutsche Grenze hinweg. Hieraus ergibt sich eine kleine Typologie des Briefs in Einzelstudien. Zum anderen werden in den Beiträgen je unterschiedliche systematische und methodologische Überlegungen angestellt: Wie ‚interpretiert' man einen nicht überlieferten, sondern nur mittels anderer Dokumente erschlossenen Brief? Wie verhält man sich gegenüber dem manipulativen Umgang mit Briefdokumenten im Rahmen autobiographischer, latent fiktionaler Erinnerungsprojekte? Worin hat sich die Interpretation eines Offenen Briefs oder eines ‚Gruppenbriefs' mit mehr als zwei Kommunikationspartnern von der Analyse des ‚herkömmlichen' Privatbriefs zu unterscheiden? Welche Rolle spielen die Überlieferungs- und besonders die Editions- und die Rezeptionsgeschichte?

Von entscheidender Bedeutung für die Interpretation ist jedoch generell die Frage: Was sind jeweils relevante *Kontexte*, die zur Analyse des Brieftextes hinzuzuziehen sind? Dass zunächst die konkrete Kommunikationssituation sowie die Gesamtkorrespondenz, deren Teil ein Einzelbrief zumeist ist, zur Deutung herangezogen werden müssen, steht außer Zweifel. Aber inwiefern sind darüber hinaus Brief-Vernetzungen, Werkzusammenhänge sowie historische und gesellschaftliche Kontexte von Belang, und wie sind deren Spuren im jeweiligen Brief nachzuweisen? Die Frage nach der Kontextualisierung mündet schließlich in die Frage, inwiefern einzelne Briefe symptomatisches Potential im Sinne einer Kulturdiagnos-

---

9 In den Fällen, in denen die Materialität der Briefe für die Interpretation eine Rolle spielt, werden im vorliegenden Band zusätzlich zum Brieftext Abbildungen des Originals wiedergegeben.

tik besitzen können und wie eine solche Untersuchung methodisch zu leisten wäre. In diesem Sinne, im Rahmen einer Analyse von Briefen in ihrem jeweiligen kulturgeschichtlichen Kontext *und* als textuelle Dokumente dieser kulturgeschichtlichen Situation, können die hier vorgestellten Texte und Interpretationen in diachronischer Hinsicht – jenseits von Generalisierungen und der Etablierung neuer Epochenkonstrukte – dann eben doch *Ansätze* zu einer *Geschichte der Briefkultur* liefern.

Zugleich handelt es sich um Momentaufnahmen, die in synchronischer Hinsicht Ansätze für die Analyse ihrer jeweiligen kulturhistorischen Situation bieten. Der Einzelbrief ist ein exemplarischer *‚Knoten'* im diskursiven *‚Netz'* seiner Entstehungszeit. Jede der hier vorgelegten Interpretationen legt, von einem solchen Knotenpunkt ausgehend, ein Netz der Kommunikation, ein Netz von Diskursen frei. Dem Brief in all seinen Facetten und Kontexten wird dabei – und das ist das Entscheidende – mehr als ein vermeintlich neutraler Dokumentenstatus zuerkannt, der lediglich dazu angetan wäre, die Abrufbarkeit biographischer oder historischer Daten zu gewährleisten. Im Umgang mit Briefen zeigt sich in paradigmatischer Weise, dass (Kultur-) Geschichtsschreibung, die sich stets auf Texte (in einem erweiterten Sinne des Wortes), auf Archive zu stützen hat, diese Texte nicht lediglich als inhaltlich ‚auszuwertende' *Quellen* ansehen kann. *Wenn* wir Briefe als (kultur-) historische Dokumente analysieren, so sind sie nicht allein Dokumente *für* etwas. Vielmehr handelt es sich um eine spezifische Form von Texten, um Texte, die auf eine bestimmte Weise ‚gemacht', hervorgebracht sind und die bestimmten Konventionen gehorchen (oder von ihnen abweichen). Nutzen wir Briefe als Dokumente, so haben wir also immer ihre spezifischen Inszenierungspotentiale, ihre spezifische Form der Textualität, Materialität und Medialität sowie ihre Überlieferungspraxis zu berücksichtigen. Die Interpretation von Einzelbriefen führt dies programmatisch vor Augen.

III. Transformationen der Briefkultur vom 16. bis ins 19. Jahrhundert – Traditionslinien diesseits und jenseits der Empfindsamkeit

Es liegt auf der Hand, dass mit den hier präsentierten Texten und Interpretationen keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit in dem Sinne erhoben werden kann, dass die wichtigsten Briefschreiberinnen und -schreiber des 16. bis 20. Jahrhunderts präsentiert würden. *Zum einen* dominieren die Briefe von Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Dies ist primär der Tatsache geschuldet, dass die über eine bloße ‚Auswertung' als Dokument

hinausgehende Interpretation von Einzeltexten noch immer weitgehend eine Domäne der Literaturwissenschaft ist. Die Frage, inwiefern – in diachronischer Hinsicht – die Transformationen epistolarer Schreibweisen, die im Fall von Schriftstellerbriefen in einem (jeweils näher zu untersuchenden) Zusammenhang mit literaturgeschichtlichen Transformationsprozessen stehen, auch generell für den Brief als Alltagsphänomen festzustellen sind, gehört zu den drängendsten Fragen der Briefforschung. Wir stehen offensichtlich erst ganz am Beginn einer Diskursgeschichte des Alltagsbriefs, und: Wir befinden uns erst am Anfang eines interdisziplinären Austauschs.

Der notwendige Mut zur Lücke gilt *zum anderen* insbesondere für die Zeit vor dem 18. Jahrhundert, während der Schwerpunkt ganz bewusst auf die bislang wenig erforschte Briefkultur des 20. Jahrhunderts gelegt wurde. Dennoch sollte mit Martin Luther ein Briefschreiber präsentiert werden, der paradigmatisch für die neue Praxis des schriftlichen Austauschs in der Frühen Neuzeit steht. Der Reformator, so zeigt die Analyse des Briefs an den Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Albrecht von Brandenburg, vom 31. Oktober 1517, richtet sich zwar durchaus unter förmlicher Beachtung der gesellschaftlichen Etikette und der höfischen Rhetorik an den Adressaten als übergeordnete klerikale Instanz. Zugleich weicht er aber aus dem Bewusstsein christlicher Freiheit heraus auf provokative Weise von der Konvention ab und wendet sich dem Gegenüber unabhängig von dessen Rang und Stand zu. Damit ist bereits ein zentrales Strukturmerkmal vieler in diesem Band interpretierter Briefe benannt. Immer wieder geht es in den Analysen darum, das *Wechselspiel zwischen der Einhaltung epistolarer Konventionen und deren spielerischer oder provokativer Überschreitung* zu beleuchten. Sind Luthers Briefe in diesem Sinne Dokumente eines epochalen Wandels, so ist das hier vorgestellte Schreiben noch aus einem weiteren, in systematischer Hinsicht bedeutenden Grund bemerkenswert. Obwohl der Brief von einer Einzelperson an eine andere gerichtet ist, geht er in seiner Wirkung weit über diesen einen Adressaten hinaus, auch indem ihm Luthers wirkungsmächtige 95 Thesen gegen den Ablasshandel beigefügt sind.

Eine in ihrer Bedeutung vergleichbare Transformation des epistolaren Schreibens ist bekanntlich für das 18. Jahrhundert festzustellen. Die um 1750 entstehende empfindsame Briefkultur wirkt in erstaunlichem Umfang traditionsstiftend: „Unter Anleitung [der] großen Epistolographen" der Zeit, so schreiben die Herausgeber der Sammlung *Deutsche Briefe* Gert Mattenklott und Hannelore und Heinz Schlaffer, sei der „persönliche[ ]

Brief als die Schriftform des Gesprächs dauerhaft für zwei Jahrhunderte"[10] geprägt worden. Analog konstatiert Jochen Golz in einem maßgeblichen Lexikonartikel: „Um 1750 hat sich der deutsche Brief in seiner modernen, heute prinzipiell noch gültigen Gestalt herausgebildet."[11] Im Zentrum dieser grundlegenden epistolographischen Innovation steht das neue Paradigma, sich jenseits von konkreter Zweckorientierung der freundschaftlichen Nähe und Verbundenheit mit dem Briefpartner zu versichern bzw. diese auf epistolarem Wege immer wieder neu herzustellen. Der empfindsame Freundschaftskult entwickelt im schriftlichen Medium eine Eigendynamik, das Schreiben selbst wird bereits zur bedeutungsvollen Tätigkeit. Als neue Konvention gilt in diesem Zusammenhang der natürliche, lebendige und persönliche, am freundschaftlichen Gespräch orientierte Stil.

Wie die Interpretation des Briefs von Christian Fürchtegott Gellert an seinen Schulfreund Moritz Ludwig Kersten aus dem Jahr 1748 zeigt, kommt es dabei nunmehr erstens zu einem gattungsspezifischen *Spannungsverhältnis zwischen Privatheit und Öffentlichkeit*, wird dieses dezidiert persönliche Schreiben doch als Musterbrief in Gellerts 1751 veröffentlichten Briefsteller *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung* aufgenommen. Der Brief ist seit der Empfindsamkeit zwar, dem Gespräch vergleichbar, Medium der persönlichen, häufig rein privaten, Kommunikation; indem er sich aber des Speichermediums ‚Schrift' bedient, ist er dennoch potentiell unbegrenzt intersubjektiv zugänglich. Zweitens ist – in literatur- und kulturgeschichtlicher Hinsicht – hervorzuheben, dass die Betonung der *‚Authentizität'* eines Briefs vor diesem Hintergrund, dem Brief*roman* der Empfindsamkeit vergleichbar, immer eine strategisch-persuasive Bedeutung besitzt. Es geht hier, wie die nachträgliche Veröffentlichung unterstreicht, keineswegs um eine naiv-unverstellte Form der Kommunikation. Vielmehr handelt es sich um das Etablieren neuer Konventionen, um eine neue Pose. Auch auf der Produktionsseite befindet sich der Brief nun im Spannungsfeld zwischen dem Anspruch, Ausdruck von Individualität zu sein, und einem vorgegebenen Rahmen intersubjektiv festgelegter Konventionen.

Gerade der empfindsame Brief weist immer schon den Charakter der literarischen Inszenierung, der *fingierten* Natürlichkeit auf. Die persönliche *Nähe* als seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gültiges Ideal des Briefs ist, wie das zweite hier vorgestellte Beispiel empfindsamer Geselligkeitskultur, Friedrich Gottlieb Klopstocks Brief an seine spätere Frau Meta vom

---

10 Gert Mattenklott u.a.: Einleitung der Herausgeber. In: Dies. (Hgg.): Deutsche Briefe 1750-1950. Frankfurt/M. 1988. S. 7-18, hier S. 10.

11 Jochen Golz: Art. ‚Brief'. In: Klaus Weimar u.a. (Hgg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 1. Berlin, New York 1997. S. 251-255, hier S. 252.

11. April 1751, demonstriert, immer durch bestimmte, mehr oder weniger konventionalisierte sprachlich-stilistische Mittel *hergestellte* Nähe. Dass dieses Herstellen von Nähe Distanz voraussetzt und diese zum Zweck einer Fortsetzung des Schreibens sogar notwendiger Weise erhalten werden muss, begründet ein weiteres Spannungsverhältnis, das für die Briefkultur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts konstitutiv ist.

So wichtig diese epistolographischen Innovationen für die Briefkultur der folgenden Jahrhunderte auch sind, so führen die im vorliegenden Band versammelten Beiträge doch vor, dass das empfindsame Paradigma bereits in den unmittelbar auf Gellerts Briefsteller folgenden Jahrzehnten nur eine epistolare Schreibweise unter anderen ist. So lässt sich der Brief Wolfgang Amadeus Mozarts an seinen Vater, den er kurz vor dessen Tod, im April 1787, schrieb, als Partitur unterschiedlicher Stimmen lesen, in der die Verständigung über die persönliche Situation neben kommunikationstechnischen und beruflich-pragmatischen Aspekten nur eine Schicht unter mehreren ist. Das Ergebnis ist ein Text, in dem Polyphonie und Identität eine komplexe Synthese eingehen. Auch in Georg Christoph Lichtenbergs Brief an seine Frau aus dem Jahr 1797 ist empfindsame Distanzminderung nur ein Aspekt neben anderen wie der pragmatischen Alltagskommunikation oder der Codierung erotischer Sachverhalte im Zeichen des vulgären Witzes.

Noch deutlicher zeigt die Analyse des Briefs von Rahel Levin an Karoline Gräfin von Schlabrendorf aus dem Jahr 1808, wie das empfindsame Paradigma virtuos beherrscht, zugleich aber transzendiert und subvertiert wird. Zwar beherrscht die spätere Frau Karl August Varnhagen von Enses die ‚Sprache des Herzens' virtuos. Im interpretierten Brief nutzt sie aber ebenso die Tradition des galanten Briefs. Sie potenziert dessen Strategie kalkulierter Unaufrichtigkeit und bürstet sie damit zugleich ‚gegen den Strich', indem sie die fingierten Liebesbekundungen eines Verführers ernst zu nehmen ankündigt, um ihn, abermals die auch dem Privatbrief immanenten Potentiale der Öffentlichkeit nutzend, mittels der von ihm verfassten Briefe erpressbar zu machen. Weibliche Handlungsfähigkeit im und durch den Brief wird somit durch den souveränen Umgang mit unterschiedlichen epistolographischen Traditionslinien unter Beweis gestellt.

Nicht nur um das Zusammenspiel von empfindsamem Schreiben mit anderen Aspekten oder Traditionslinien, sondern um die bewusste Abkehr davon oder die Konfrontation damit geht es im Fall Ludwig Tiecks und Johann Wolfgang von Goethes. So lässt sich bereits anhand des rekonstruierten Briefs Tiecks an „die Weller", vermutlich eine ehemalige Geliebte, aus dem August 1793 beobachten, wie das empfindsame Ideal der ‚endlosen' Kommunikation, der Anspruch, ‚sich alles sagen zu wollen', desavouiert wird. Indem Tieck mit diesem Brief die Kommunikation be-

endet (womit die Tatsache seines Verschwindens aus dem Überlieferungskontext in Verbindung stehen dürfte), bricht er zugleich mit den Konventionen der empfindsamen Briefkultur. Goethe sieht sich hingegen im Jahr 1822 durch einen Brief Auguste Gräfin Bernstorff-Stolbergs mit seinen eigenen, ihm selbst bereits historisch gewordenen empfindsamen Anfängen konfrontiert – hatte er dieser als ‚Beichtigerin' doch 50 Jahre zuvor, ganz zeittypisch, in Briefen rückhaltlos sein Inneres offen gelegt. Von ihr als Vertreterin eines strengen Pietismus nun mit einem penetranten Bekehrungsversuch in Beschlag genommen, reagiert Goethe, indem er sich der für seinen Altersstil typischen Formelhaftigkeit bedient. Dieser Gestus ist zwar von der Offenherzigkeit seiner Jugendbriefe weit entfernt, schließt aber den Anspruch der Wahrhaftigkeit und des existentiellen Ernstes keineswegs aus.

Jenseits der empfindsamen Tradition sind auch die unmittelbar vor dem gemeinsamen Selbstmord am 20. November 1811 geschriebenen Briefe Heinrich von Kleists und seiner Freundin Henriette Vogel angesiedelt, die sich durch das experimentelle Verfahren spielerischer, potentiell unendlicher Listen von Kosenamen auszeichnen. Das gattungsspezifische Wechselspiel von Privatheit und Öffentlichkeit ist in diesem Fall von zentraler Bedeutung, da sich die Briefe nicht nur an den – während des Schreibens vermutlich sogar anwesenden – Partner wenden; vielmehr richtet sich Kleists schriftlich inszeniertes Todesprojekt insbesondere an einen anderen Adressaten: die Nachwelt.

Nicht an den ‚ersten Leser', den Briefadressaten, sondern an ein größeres Publikum gerichtet sind auch die Briefe Goethes an Bettine von Arnim in der zwischen Faktualität und Fiktionalität oszillierenden Bearbeitung, der Bettine von Arnim sie im Rahmen der Publikation ihres Erinnerungsbuchs *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde* (1835) unterzog. Mittels einer Dokumente strategisch retuschierenden, subversiven Form der Autorschaft verschafft sich die ‚auktoriale Herausgeberin' den Deutungsanspruch auf die miterlebte Vergangenheit – auch in dem Sinne, dass sie die empfindsamen Ideale der Nähe und Intimität, die den Originalbriefen gar nicht in dem Maße zueigen sind, nachträglich fingiert. Die bereits dem interpretierten Brief Gellerts immanente Spannung zwischen privater ‚Nähe' und durch die Publikation des Briefs hergestellter Öffentlichkeit ist hier beinahe ins Absurde gesteigert, indem die von der Briefempfängerin gewünschte Intimität erst im durch sie manipulierten veröffentlichten Brief zu finden ist.

Dass aus der für die Briefkommunikation üblichen Abwesenheit des Briefpartners generell ein hohes Täuschungspotential erwächst, zeigen bezeichnenderweise aber nicht nur Briefe von Dichterinnen oder Dichtern oder auf manipulative Weise poetisierte Briefe. Gerade im extremen

Fall einer Trennung über große zeitliche und räumliche Abstände hinweg gelingt es, wie am Fall des Auswandererbriefs von Johannes Köster an seine Frau und seine Kinder aus dem Jahr 1859 demonstriert werden kann, dem Briefpartner dauerhaft ein bewusst falsches Bild der tatsächlichen eigenen Lebensumstände zu präsentieren.

Auf andere Weise als im Falle Goethes wurden schon früh die Briefe Bismarcks zum Zweck seiner Monumentalisierung eingesetzt, so mit der erfolgreichen, offiziell von seinem Sohn Herbert von Bismarck herausgegebenen Sammlung der *Briefe an seine Braut und Gattin*.[12] Dieser späteren Instrumentalisierung kommt es entgegen, dass Bismarck bereits in einem frühen Brief wie dem am 28. Dezember 1851 an den Mentor Leopold von Gerlach geschriebenen klassische Bildung und stilistische Eleganz unter Beweis stellt. In gewisser Weise dem Brief Luthers an Albrecht von Brandenburg vergleichbar, dient die souverän beherrschte Form dabei zwar nicht der direkten Provokation, aber doch dem Zweck, sich vom Adressaten als dem Vertreter der vorausgegangenen Generation zu emanzipieren.

Eine weitere Form der Spannung von Privatheit und Öffentlichkeit ist in den Korrespondenzen von Gelehrten und Wissenschaftlern bzw. Wissenschaftspublizisten zu beobachten. In den ‚Liebesbriefen' Ernst Haeckels tritt diese Spannung auf unheilvolle Weise als Konflikt zwischen der intimen Beziehung und der, wie Haeckel behauptet, von ihr beeinträchtigten eigenen wissenschaftlichen Aktivität hervor. Gelingt Alexander von Humboldt, wie der interpretierte Brief an Karl August Varnhagen von Ense aus dem Jahr 1834 demonstriert, noch ein wissenschaftlicher und persönlicher Dialog auf Augenhöhe, so scheitert die (Brief-) Beziehung zwischen Haeckel und Frida von Uslar-Gleichen um 1900 auf tragikomische Weise. Die Amalgamierung des Liebesdiskurses und des wissenschaftlichen Diskurses (bzw. der von Haeckel praktizierten ästhetisierenden Wissenspopularisierung) im Briefwechsel erweist sich in dem Moment als explosiv, in dem die Beziehung aus dem privaten in den öffentlichen Bereich überführt wird, da die Geliebte als Modell zur Illustration der Evolutionstheorie auf einer Bildtafel dienen soll.

---

12 Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Hg. v. Fürst Herbert Bismarck. Stuttgart, Berlin 1900.

IV. Pragmatische Inszenierungen – Briefkultur im 20. Jahrhundert

Ohnehin erfährt die epistolare Kommunikation zu Beginn des 20. Jahrhunderts – jedenfalls in der symptomatischen Reflexion etwa Franz Kafkas – eine medientheoretische Problematisierung. Berühmt ist Kafkas Klage aus seinem Brief an Milena Jesenská vom März 1922: „Alles Unglück meines Lebens [...] kommt, wenn man will, von Briefen oder von der Möglichkeit des Briefeschreibens her."[13] Bei Kafka kommt es zu einer völligen Umkehrung, oder genauer: zu einer radikalen Dekuvrierung jener empfindsamen Illusion, durch schriftliche Kommunikation könne persönliche Nähe herbeigeführt werden. Wird Nähe bereits in der empfindsamen Briefkultur auf sprachlichem Wege hergestellt, also zumindest teilweise fingiert, so benennt Kafka schonungslos den Täuschungscharakter dieser epistolaren Strategie: In Briefen werden seiner Argumentation zufolge lediglich Fiktionen, Selbstbilder, die die Briefpartner vor sich selbst und dem Adressaten erfinden, ‚ausgetauscht'. Aus der Eigendynamik des empfindsamen Freundschaftsbriefwechsels wird so ein Teufelskreis der (Selbst-) Täuschung:

> Menschen haben mich kaum jemals betrogen, aber Briefe immer undzwar auch hier nicht fremde, sondern meine eigenen. […] Es ist ja ein Verkehr mit Gespenstern undzwar nicht nur mit dem Gespenst des Adressaten, sondern auch mit dem eigenen Gespenst, das sich einem unter der Hand in dem Brief, den man schreibt, entwickelt oder gar in einer Folge von Briefen, wo ein Brief den andern erhärtet und sich auf ihn als Zeugen berufen kann. Wie kam man nur auf den Gedanken, daß Menschen durch Briefe mit einander verkehren können![14]

Allerdings wäre es falsch, Kafkas Beschreibung einer Krise der schriftlichen Kommunikation zu verabsolutieren. Ganz im Gegenteil erweist sich das von ihm benannte Dilemma in der Briefkultur wie in der Literatur der Moderne des frühen 20. Jahrhunderts als überaus produktiv. Denn akzeptiert man erst einmal den Befund einer weitgehenden Autonomie sprachlicher *poiesis*, einer sich verselbständigenden schriftlich hervorgebrachten, fingierten Realität, so eröffnen sich dem Brief neue, in dieser Form zuvor unbekannte Möglichkeiten.

Die These, die Briefkultur schreibe sich bis ins 20. Jahrhundert hinein aus der Tradition der Empfindsamkeit fort, bedarf deshalb einer Revision. Scheint gerade Kafkas Befund einer Krise der epistolaren Kommunikation diese Annahme einer vom 18. bis ins 20. Jahrhundert bestehenden Konti-

---

13 Franz Kafka: Briefe an Milena. Erweiterte Neuausgabe. Hg. v. Jürgen Born u. Michael Müller. Frankfurt/M. [3]1983. S. 301.

14 Ebd., S. 301 f.

nuität ex negativo zu bestätigen, so spricht die aus der Einsicht in die Autonomie sprachlicher *poiesis* resultierende Freisetzung kreativer Potentiale im Brief des frühen 20. Jahrhunderts eine andere Sprache. Der entscheidende Unterschied ist dabei darin zu sehen, dass es im Brief, anders als in den Jahrzehnten vor und um 1800, nicht mehr so sehr um die ‚Erfindung von Subjektivität'[15] geht. Vielmehr verpuppen sich Briefschreiber wie Rainer Maria Rilke oder Else Lasker-Schüler auf höchst artifizielle Weise in eine selbst hervorgebrachte Kunstwelt, die den Adressaten und die Umwelt mit einschließt. Auf epistolarem Wege wird so, den zweckorientierten Gebrauchscharakter des Briefs mit seinen ästhetisch-literarischen Inszenierungsmöglichkeiten verbindend, zugleich ein ästhetischer Schutzraum gegenüber den Zumutungen der zivilisatorischen Moderne etabliert, wie sie in Form der zunächst im Ersten Weltkrieg kulminierenden Technisierung und Industrialisierung sowie der Massengesellschaft mit ihrer Gefahr sozialer Beziehungslosigkeit hervortreten.

Insbesondere das auch für Kafkas Medienreflexion grundlegende, seit der Empfindsamkeit virulente Problem, dass das kommunikative Herstellen von Nähe Distanz voraussetzt (und sie oft genug zugleich stabilisiert), erfährt nunmehr eine Radikalisierung. So fingiert Rainer Maria Rilke im Brief an Magda von Hattingberg vom 4. Februar 1914 der Adressatin gegenüber Nähe, verwebt sich aber zugleich unerreichbar in den Schutzraum seiner Brief-Schrift. Else Lasker-Schüler wiederum weist Franz Marc wie vielen anderen ihrer Briefpartner eine fiktive Rolle in einer von ihr selbst konstruierten poetischen Welt zu; dies erlaubt ihr, wie die Analyse ihres Briefs vom Januar 1916 zeigt, den realen Kommunikationspartner wie die zeitgeschichtliche Realität des Ersten Weltkriegs partiell auszuklammern.

Ein – auch an Werken der literarischen Moderne (konkret etwa Erich Maria Remarques Kriegsroman *Im Westen nichts Neues*) geschultes – Raffinement der sprachlichen Herstellung von Realität, die zugleich das bewusste Ausklammern tabuisierter Aspekte implizieren kann, lässt sich noch in einem alltagsgeschichtlichen Dokument wie dem Feldpostbrief, den Horst Rocholl am 9. September 1942 vor Stalingrad an seine Familie schrieb, nachweisen. Und sie ist natürlich konstitutiv für den eigenwillig-strategisch Fakten manipulierenden Geschäftsbrief, den Thomas Bernhard am 18. Oktober 1972 seinem Verleger Siegfried Unseld schreibt.

Die pragmatische und beinahe lebensnotwendige Funktion, kommunikative Nähe unter den Umständen unüberwindbarer persönlicher Trennung herzustellen, demonstrieren dagegen der Brief des jüdischen Arztes Nathan Wolf aus dem Schweizer Exil an seine in Deutschland gebliebene

---

15 Vgl. Karl Heinz Bohrer: Der romantische Brief (Anm. 2), S. 217.

Frau vom 23. Mai 1941 und der Brief Dietrich Bonhoeffers an Eberhard Bethge vom 21. Juli 1944 aus dem Wehrmachtuntersuchungsgefängnis Berlin-Tegel; dieses Schreiben, das sich etwa Herrnhuter Tageslosungen als geheimer Codierung bedient und an der Zensur vorbei geschmuggelt wird, zeigt exemplarisch, wie hier der zugleich wissenschaftlich-theologische und freundschaftliche Austausch unter schwersten Bedingungen aufrecht erhalten werden kann.

Dass auch die im 20. Jahrhundert eine neue Qualität annehmende Herstellung einer autonomen sprachlich hervorgebrachten Welt keineswegs den Verzicht auf bewusste Zeitzeugenschaft bedeutet, belegt eindrucksvoll der Briefwechsel zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Der po(i)etische Charakter der in Briefen gelieferten Autofiktion ist hier noch dadurch verstärkt, dass die Selbstentwürfe und Selbstreflexionen der Briefpartner durch die Auseinandersetzung über eigene literarische Texte vermittelt sind und sich lyrischer Chiffrierungsverfahren bedienen. Gerade im Rahmen dieser poetischen Autonomisierung werden jedoch die kommunikative Beziehung und die Positionen der Briefpartner – insbesondere in Bezug auf die nach dem Ende der NS-Diktatur zentrale Frage der Zugehörigkeit zum Täter- oder Opferkollektiv – zugleich als exemplarische gedeutet oder inszeniert. In dieser gleichermaßen poetischen wie exemplarischen Aushandlung von Positionen und Rollen verschwimmen erneut die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Bereich, zumal wiederum ein fließender Übergang zwischen Brief und Werk besteht.

Ähnliches gilt bereits für Thomas Manns *Brief nach Deutschland* aus dem September 1945, in dem die Umdeutung der eigenen Exilerfahrung zum exemplarischen deutschen Schicksal sich bezeichnender Weise der Form des Offenen Briefs bedient, die programmatisch Privates mit Öffentlichem verbindet. Um eine zugleich private und öffentliche Aushandlung exemplarischer Positionen geht es schließlich auch im Briefwechsel zwischen der Exilantin Hannah Arendt und ihrem durch sein Verhalten während des ‚Dritten Reichs' korrumpierten ehemaligen Lehrer und Geliebten Martin Heidegger. Auch hier öffnet sich der private Briefwechsel hin zum öffentlichen Bereich, wenn das exemplarische ‚Opfer' Hannah Arendt dem Briefpartner im interpretierten Brief vom März 1971 in einer beredten Geste die Widmung ihres Buchs *Vom Leben des Geistes* anträgt.

Zentrale Aspekte der Briefkultur kommen abermals in zwei Dokumenten der Alltagskommunikation zum Vorschein, zwei Familienbriefen aus dem Jahr 1980 über die innerdeutsche Grenze hinweg, deren Analyse den Band abschließt. Auch hier handelt es sich um eine durch die politische Situation, die deutsch-deutsche Teilung, erzwungene Form der Kommunikation. Noch einmal geht es hier also um die Überwindung von

Distanz durch epistolare Kommunikation; erneut lässt sich aber auch feststellen, wie sehr Briefkommunikation durch den Verstoß gegen zwischen den Kommunikationspartnern ausgehandelte Konventionen sowie durch die Vermischung des privaten und des öffentlich-politischen Diskurses gefährdet werden kann – bis hin zu ihrem drohenden Abbruch.

Die Überwindung schwer passierbarer Grenzen durch die Briefkommunikation wurde im deutschsprachigen Raum durch das Ende des Ost-West-Konflikts hinfällig. Die durch diese historische Zäsur eingeläutete aktuelle Epoche der Globalisierung ist entscheidend geprägt durch ubiquitäre mediengesteuerte, räumliche Distanzen überwindende Kommunikation – nun allerdings, unter den Bedingungen radikaler Beschleunigung, in der ihr adäquaten elektronischen Form über das World Wide Web. Es spricht einiges dafür, dass diese mediale Entwicklung keineswegs gleichbedeutend mit dem ‚Ende der Briefkultur' ist. Es ist nicht ausgeschlossen, dass dem Brief, gerade indem er die Kommunikation per E-Mail oder SMS häufig nur noch in besonderen Situationen (wie feierlichen Anlässen oder gravierenden Auseinandersetzungen) ersetzt, eine neue Dignität zukommt. Und es zeichnet sich ab, dass die der persönlichen schriftlichen Distanzkommunikation inhärenten Möglichkeiten der Inszenierung und Täuschung mit ihrer lange ‚verbrieften' Tradition in der elektronischen Kommunikation in potenzierter Form weitergeführt werden. Für eine endgültige Beurteilung dieser Fragen ist es aber noch zu früh.

Martin Luther an den Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Albrecht von Brandenburg, 31. Oktober 1517

Ꝛndissimo in Christo patri, illustrissimo domino, d[omino] Alberto Magdeburgensis ac Moguntinensis Ecclesiarum Archiepiscopo Primati, Marchioni Brandenburgensi etc. domino suo & pastori in Christo venerabiliter metuendo ac gratiosissimo.

Ihesus.

Gratiam & misericordiam dei & quicquid potest & est. parce mihi, Ꝛ^me^ in Christo pater princeps illustrissime, Quod ego fex hominum tantum habeo temeritatis, vt ad Culmen tuę sublimitatis ausus fuerim cogitare Epistolam. Testis est mihi dominus Ihesus, Quod mee paruitatis & turpitudinis mihi conscius diu iam distuli, quod nunc perfricata fronte perficio, motus quam maxime officio fidelitatis meę, quam tuę Ꝛ p[aternitati] in Christo debere me agnosco. Dignetur itaque tua interim celsitudo oculum ad puluerem vnum intendere & votum meum pro tua & pontificali clementia intelligere.

Circumferuntur Indulgentię papales sub tuo praeclarissimo titulo ad fabricam S petri, In quibus non adeo accuso praedicatorum exclamationes, quas non audiui, Sed doleo falsissimas intelligentias populi ex illis conceptas, quas vulgo vndique iactant. Videlicet, Quod credunt infelices animę, si literas indulgentiarum redemerint, securi sint de salute sua, Item, Quod animę de purgatorio statim euolent, vbi contributionem in cistam coniecerint. Deinde tantas esse has gratias, vt nullum sit adeo magnum peccatum, etiam (vt aiunt) si per impossibile quis Matrem dei violasset, quin possit solui. Item, Quod homo per istas Indulgentias liber sit ab omni pęna & culpa. O deus optime, Sic erudiuntur animę tuis curis, optime pater, commissę ad mortem! Et fit atque crescit durissima ratio tibi reddenda super omnibus istis. idcirco tacere hęc amplius non potui. Non enim fit homo per vllum munus Episcopi securus de salute, cum nec per gratiam infusam dei fiat securus, Sed semper in timore & tremore iubet nos operari salutem nostram Apostolus. Et Iustus vix saluabitur. Denique tam arta est via, quę ducit ad vitam, vt dominus per prophetas Amos & Zachariam saluandos appellet torres raptos de incendio. Et vbique dominus difficultatem salutis denunciat. Quomodo ergo per illas falsas veniarum fabulas & promissiones faciunt populum securum & sine timore? Cum indulgentię prorsus nihil boni conferant animabus ad salutem aut sanctitatem, Sed tantummodo pęnam externam olim canonice imponi solitam auferant.

Denique opera pietatis & charitatis sunt in infinitum meliora indulgentiis. Et tamen hęc non tanta pompa nec tanto studio praedicant, immo propter venias praedicandas illa tacent, cum tamen omnium

Episcoporum hoc sit officium primum & solum, vt populus Euangelium discat & Charitatem Christi. Nusquam enim Christus praecepit Indulgentias praedicari, Sed Euangelium vehementer praecepit praedicari. Quantus ergo horror est, quantum periculum Episcopi, Si tacito Euangelio non nisi strepitus Indulgentiarum permittat in populum suum Et has plus curet quam Euangelium! Nonne dicet illis Christus: Colantes culicem et glutientes camelum?

Accedit ad hoc, ℞ me pater in domino, Quod in instructione illa commissariorum sub tuę p[aternitatis] nomine edita dicitur (Vtique sine tuę p[aternitatis] ℞ & scientia & consensu) Vnam principalium gratiarum esse donum illud dei inęstimabile, quo reconciliatur homo deo et omnes pęne delentur purgatorii. Item Quod non sit necessaria contritio iis, qui animas vel confessionalia redimunt.

Sed quid faciam? optime praesul & illustriss[ime] princeps, Nisi quod per dominum Ihesum Christum t[uam] ℞ mam p[aternitatem] orem, quatinus oculum paternę curę dignetur aduertere & eundem libellum penitus tollere & praedicatoribus veniarum imponere aliam praedicandi formam, Ne forte aliquis tandem exurgat, qui editis libellis & illos et libellum illum confutet, ad vituperium summum illustrissime tuę sublimitatis, quod ego vehementer quidem fieri abhorreo & tamen futurum timeo, nisi cito succurratur.

Hęc meę paruitatis fidelia officia rogo tua illustriss[ima] gratia dignetur accipere modo principali & Episcopali, idest clementissimo, sicut ego ea exhibeo corde fidelissimo & t[uae] p[aternitati] ℞ deditissimo. Sum enim & ego pars ouilis tui. dominus Ihesus custodiat t[uam] ℞ p[aternitatem] inęternum. Amen. Ex Vittenberga 1517. Vigilia omnium Sanctorum. Si t[uae] ℞ p[aternitati] placet, poterit has meas disputationes videre, vt intelligat, quam dubia res sit Indulgentiarum opinio, quam illi vt certissimam seminant.

Indignus filius
Martinus Luther
Aug∫ Doctor S Theologie
vocatus.

D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Abt. Briefwechsel. Bd. 1. 1501–1520. Weimar 1930. S. 110–112.

Martin Luther an den Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Albrecht von Brandenburg, 31. Oktober 1517

Dem hochverehrten Vater in Christus, dem erlauchten Herrn, Herrn Albert, Erzbischof und Primas der Kirchen von Magdeburg und Mainz, dem Markgrafen von Brandenburg usw., seinem Herrn und Hirten in Christus, höchst ehrerbietig zu fürchten und ihm günstig gesonnen.

Jhesus.

Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes und was sie vermag und ist. Verzeih' mir, ehrwürdigster Vater in Christus und erlauchter Fürst, dass ich, Auswurf der Menschen, eine solche Kühnheit habe, dass ich es gewagt habe, an den Gipfel deiner Hoheit einen Brief zu richten. Der Herr Jesus ist mein Zeuge, dass ich, mir meiner Wenigkeit und Nichtswürdigkeit bewusst, schon lange aufgeschoben habe, was ich jetzt auszuführen die Stirn habe, dazu aufs höchste bewogen durch den Dienst meiner Treue, die ich, wie ich erkannt habe, dir hochverehrtem Vater in Christus schulde. Deine Hoheit möge also für jetzt geruhen, das Auge einem zuzuwenden, der nur ein Staubkorn ist, und gemäß deiner persönlichen und priesterlichen Milde meine Bitte anzuhören.

Durch die Lande getragen werden päpstliche Ablässe unter deinem Namen zum Bau von St. Peter. Diese betreffend klage ich nicht so sehr die Ausrufereien der Prediger an, die ich nicht selbst gehört habe. Vielmehr bin ich schmerzlich berührt von den grundfalschen Auffassungen des Volkes, die aus jenen entnommen werden, und die sie überall und vor allen Leuten anpreisen.

Nämlich dass die unglücklichen Seelen glauben, dass sie, wenn sie die Ablassbriefe kaufen, ihres Heiles sicher seien. Desgleichen, dass die Seelen sofort aus dem Fegefeuer entspringen, sobald sie den Geldbetrag in die Kiste stecken. Schließlich: so groß seien diese Gnaden, dass es keine ebenso große Sünde geben könne, so dass sogar – so sagen sie – jemand (was jedoch unmöglich ist), der der Mutter Gottes Gewalt antäte, losgesprochen werden könnte. Ferner, dass der Mensch durch jene Ablässe von aller Strafe und Schuld frei sei.

O guter Gott, so also werden die Seelen unterrichtet, die deiner Seelsorge, bester Vater, anvertraut sind, zum Tode nämlich! Und es ist vorhanden und nimmt noch zu, die unnachgiebige Forderung der Rechenschaft, die du für all diese Dinge ablegen musst. Deswegen kann ich dazu nicht länger schweigen.

Keinesfalls wird nämlich der Mensch durch irgendeine Amtshandlung des Bischofs seines Heiles sicher, da er nicht [einmal] durch die eingegossene Gnade Gottes sicher wird. Sondern der Apostel mahnt uns, dass wir immer in Furcht und Zittern unser Heil wirken sollen. Und selbst der Ge-

rechte wird kaum gerettet. So eng ist schließlich der Weg, der zum Leben führt, dass der Herr durch die Propheten Amos und Sacharja diejenigen, die er retten will, einen Brand nennt, der aus dem Feuer gerissen wird. Und ganz allgemein verkündet der Herr, wie schwer es ist, das Heil zu erlangen.

Wie also können sie mit solchen falschen Geschichten und Versprechungen von Vergebung die Leute sicher und furchtlos machen? Da die Ablässe den Seelen doch so gut wie gar nichts Gutes zum Heil oder zur Heiligkeit übermitteln, sondern einzig und allein die äußerliche Strafe wegnehmen, die aufzuerlegen einst nach kirchlichem Recht üblich geworden ist.

Schließlich sind die Werke der Frömmigkeit und Liebe unendlich viel besser als die Ablässe. Und trotzdem predigen sie diese nicht mit solchem Aufwand und solchem Eifer, ja vielmehr verschweigen sie sie zugunsten der zu predigenden Ablässe. Und dennoch sollte dies die erste und einzige Aufgabe aller Bischöfe sein, dass das Volk das Evangelium lernt und die Liebe Christi. Christus hat nämlich niemals geboten, die Ablässe zu predigen, aber das Evangelium hat er mit allem Nachdruck zu predigen geboten. Wie schrecklich ist mithin die Bedrohung, wie groß die Gefährdung des Bischofs, wenn er das Evangelium verschweigt und nichts als das Ausposaunen der Ablasspredigten unter sein Volk kommen lässt, und mehr für diese Sorge trägt, als für das Evangelium! Sagt nicht Christus zu jenen, dass sie zwar die Fliege aussieben, aber das Kamel verschlucken?

Und zu alledem kommt noch hinzu, hochverehrter Vater im Herrn, was in jener Instruktion für die Ablasskommissare steht, die unter dem Namen deiner väterlichen Güte (aber ja wohl doch ohne deiner hochverehrten väterlichen Güte Wissen und Zustimmung) herausgegeben worden ist. Eine von den Hauptgnaden[1] sei jene unschätzbare Gnade Gottes, durch die der Mensch Gott versöhnt wird und so gut wie alle Strafen des Fegefeuers vergeben werden. Außerdem dass diejenigen keine Reue brauchen, die Seelen oder Beichtbriefe kaufen.

Aber was soll ich tun? Bester Oberhirte und erlauchter Fürst, Nichts als dass ich deine hochverehrte väterliche Güte bitte, dass du das Auge deiner väterlichen Sorgfalt mir zuwenden und jenes Buch ganz und gar aus dem Verkehr ziehen und den Ablasspredigern eine andere Predigtweise vorschreiben wollest, damit nicht vielleicht zuletzt doch einmal jemand aufsteht, der aufgrund dieser veröffentlichten Anweisungen sowohl über jene, die sie veröffentlicht haben, als auch über das Heft selbst das Verdammungsurteil spricht, zur höchsten Schande deiner erlauchtesten Hoheit. Die Vorstellung, dass dies geschehen könnte, entsetzt mich über die

---

1 des Ablasses

Maßen, und dennoch fürchte ich, dass es so kommen wird, wenn nicht schnell Abhilfe geschaffen wird.

Dieses von meiner Wenigkeit dir erwiesene pflichtmäßige Handeln möge, so bitte ich, Deine erlauchteste Gnade geruhen, auf fürstliche und bischöfliche Art anzunehmen, das heißt, auf höchst wohlwollende Art, so wie ich es mit treuestem und deiner hochverehrten väterlichen Güte ergebensten Herzen darbringe. Denn auch ich bin ein Teil deiner Herde. Der Herr Jesus bewahre deine hochverehrte väterliche Güte in Ewigkeit. Amen. Geschrieben zu Wittenberg am Vorabend zu Allerheiligen.

Wenn es deiner hochverehrten väterlichen Güte gefällt, könnte sie diese meine Disputationen[2] anschauen, damit sie versteht, eine wie zweifelhafte Sache die Meinung über die Ablässe ist, die jene gleichwohl als höchst gewiss ausstreuen.

Unwürdiger Sohn Martinus Luther
Augustiner
Berufener Doktor der Heiligen Theologie

Übersetzung: Ute Mennecke. Herrn Prof. Klaus Thraede sei für hilfreiche Hinweise gedankt.

2 Disputationsthesen

Ute Mennecke

Von der Kunst, demutsvoll einen kühnen Brief zu schreiben

I. Zum Wandel der Briefkultur in der Frühen Neuzeit

Georg Steinhausen bezeichnete in seiner *Geschichte des deutschen Briefes* Luther als den „erste[n] eigentlich individuelle[n] Briefschreiber, der nichts Traditionelles und Konventionelles braucht, der sich selbst giebt und niemand anders".[1]

Freilich sah Steinhausen damit den Briefschreiber Luther mit den Augen des 19. Jahrhunderts, in dem der Brief zum authentischen Ausdruck der Persönlichkeit wurde und Briefsammlungen neben den Autobiographien ungezählter Geistesgrößen beliebter Lesestoff waren, Vorbild für das eigene Bemühen um die Fähigkeit, der eigenen Persönlichkeit eine angemessene schriftliche Ausdrucksform zu geben.

Um Luther als Briefschreiber gerecht zu werden, muss man ihn aber doch von diesem Bild ein wenig abrücken – ohne damit seine Größe in dieser Hinsicht in irgendeiner Weise zu schmälern!

Die Welt, in der Luther lebt, ist noch geprägt von der ständisch-hierarchischen Gesellschaftsordnung des Mittelalters, und auch Luther ist ein Kind dieser Zeit. Freilich erlebt diese Ordnung in der Frühen Neuzeit eine gewisse Öffnung. In Deutschland bildet sich seit dem späten 15. Jahrhundert eine zunehmend bürgerliche, durch das Studium qualifizierte Elite, deren Angehörige im Dienst von Fürsten oder Magistraten verantwortliche Ämter als Juristen, Berater, Kämmerer, Stadtschreiber wahrnehmen und nebenbei noch genug Zeit haben, ihre humanistischen Bildungsinteressen zu pflegen – und das heißt auch: den Briefwechsel mit Gleichgesinnten. Dazu bildet man sich auch an der vorbildlichen Briefschreibekunst der römischen Antike. Sie kannte schon die Gattung des Freundschaftsbriefs, dessen Absicht war, ein ‚Spiegelbild der Seele' zu geben, also über das bloße Mitteilen von Fakten hinaus Züge des Persönlichen einzubringen. Der Humanismus entdeckt den freundschaftlichen Privatbrief neu, und die humanistischen Briefschreiber üben sich in ihm.[2]

---

1 Georg Steinhausen: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Berlin 1889–1991. S. 112 f.

2 Erasmus formulierte die humanistische Brieflehre vorbildhaft für seine Zeitgenossen in seiner Schrift *De conscribendis epistolis* (Basel 1522), die in zahlreichen Auflagen erschien;

Wenn man auch als Leser ihrer Briefe immer wieder den Eindruck hat, dass der literarische Ehrgeiz, einen sprachlich-stilistisch möglichst perfekten Brief zu schreiben, gerade das nicht zum Zuge kommen lässt, was nach dem neuzeitlichen Verständnis Persönlichkeit ausmacht: die Individualität des Ausdrucks, so darf man doch nicht übersehen, dass die humanistischen Hobby-Literaten einen großen Beitrag geleistet haben zum Aufblühen einer Kultur des schriftlichen Austauschs und dabei auch die Fähigkeit zur Selbstdarstellung, mehr oder weniger rhetorisch stilisiert, gelernt haben.

Hat der Humanismus den Gedanken genährt, dass wahrer Adel in der Bildung besteht und in der ‚Republik der Gelehrten' gesellschaftliche Schranken nur zweitrangig sind, so hat er aber natürlich keinesfalls die gesellschaftliche Ordnung einreißen wollen. Auch die Reformation wollte das nicht. Aber sie hat mit dem Gedanken des ‚Priestertums aller Gläubigen' ein Begründungsmodell geschaffen, durch das es Laien möglich wurde, geistliche Aufgaben wahrzunehmen, die bis dahin Vorrecht des geweihten Klerus waren. Sie hat damit dem Gedanken einer religiös begründeten Gleichheit aller Menschen Auftrieb gegeben. Die ‚christliche Freiheit', die die Reformation dem gläubigen Individuum zusprach, umfasste eine priesterliche und eine ‚königliche Freiheit': jederzeit freien Zugang zu Gott zu haben und der Welt, weil sie dem Gläubigen nicht an der ‚Seele' schaden kann, jederzeit in Freimut gegenübertreten zu können.

Da, wo auf der einen Seite betont wird, dass der Mensch in seinen Handlungen allein Gott verantwortlich ist und dass er von Gott ein Amt, einen ‚Beruf' hat, wächst auf der anderen Seite auch die Bereitschaft, sich dem Menschen unabhängig von Stand und Rang zuzuwenden und mit ihm in Wahrnehmung des eigenen Auftrags zu kommunizieren – sei dieser seelsorgerlich motiviert, tröstend, ermahnend oder Rat gebend, sei es um eine Bitte, ein Anliegen zu äußern oder Informationen auszutauschen, oder sei es auch, um den freundschaftlichen Kontakt aufrecht zu erhalten.

Der Brief, der im Folgenden nun vorgestellt werden soll, bringt Luthers Selbstverständnis und Selbstbewusstsein, aus dieser christlichen Freiheit heraus zu schreiben, sehr markant zum Ausdruck. Es handelt sich um einen „einzigartigen"[3] und dennoch in vieler Hinsicht auch typischen Brief: Einzigartig, weil er einen Wendepunkt markiert, zunächst in Luthers Biographie – was Luther bewusst gewesen sein dürfte –, aber dann auch darüber hinaus. Er fällt in eine Zeitenwende und spiegelt diese auch in

---

vgl. Erasmus von Rotterdam: Ausgewählte Schriften. Bd. 8. Hg. v. Werner Welzig, übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Kurt Smolak. Darmstadt 1980.

3 Johannes Schilling: Briefe. In: Albrecht Beutel (Hg.): Luther-Handbuch. Tübingen 2010. S. 340–346, hier S. 344.

zweifacher Hinsicht wider: Zum einen, indem er eine Handlung dokumentiert, die faktisch zum Beginn der Reformation führte, und zum andern, indem er die ‚christliche Freiheit' des Briefeschreibens demonstriert.[4]

Es handelt sich um den Brief, den Luther am 31.10.1517 – dem Datum, das als Tag des Thesenanschlags in das kollektive Reformationsgedächtnis eingegangen ist – an den Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Administrator von Halberstadt, Albrecht von Brandenburg[5] sandte, um ihn zu einer Revision seiner Praxis des Ablassvertriebs zu bringen. Der Brief ist durch glückliche Umstände im Original erhalten geblieben.[6] Er ist anders als die meisten Briefe an Fürsten auf Latein geschrieben, womit Luther die humanistischen Bildungsambitionen des Adressaten würdigt,[7] sich aber auch die formale Möglichkeit verschafft, ihn, wie im antiken Latein üblich, in der zweiten Person Singular, also gewissermaßen ‚auf Augenhöhe' anzureden. Typisch ist der Brief in seinem klaren, dem in jener Zeit üblichen Dispositionsschema für den Brief folgenden Aufbau, an den sich Luther in den allermeisten Fällen hält. Innerhalb dieses Aufbauschemas wird die Darlegung des theologischen Inhalts in eine raffinierte Mischung von klarer Argumentation und rhetorisch geschickter Überführungsstrategie eingebunden.

Albrecht von Brandenburg war in politischer und kirchlicher Hinsicht eine der exponiertesten Persönlichkeiten des Deutschen Reichs. Bevor er die geistliche Laufbahn eingeschlagen hatte, war der Hohenzoller zusammen mit seinem Bruder Joachim regierender Fürst des Kurfürstentums Brandenburg gewesen. Als der Bruder einen Sohn und potentiellen Thronerben bekam, entschied Albrecht sich für die geistliche Laufbahn und machte eine Steilkarriere in der kirchlichen Hierarchie. Seit 1513 war Albrecht Erzbischof von Magdeburg und zugleich Administrator von Halberstadt. Dazu kam 1514 als zweite Erzdiözese Mainz. Als Erzbischof

---

4 Vgl. dazu auch die Interpretation eines weiteren Briefs Luthers an denselben Adressaten Ute Mennecke: Von der Freiheit des Briefschreibens. Luthers Brief an Albrecht von Mainz vom 31. Juli 1535. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Martin Luther. Sonderband Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur. München 1983. S. 144–156.

5 Über ihn vgl. das zweibändige Werk: Thomas Schauerte u. Andreas Tacke (Hg.): Der Kardinal Albrecht von Brandenburg, Renaissancefürst und Mäzen. Eine Ausstellung anlässlich des 1200jährigen Jubiläums der Stadt Halle an der Saale. Regensburg 2006.

6 Das Original befindet sich im Reichsarchiv zu Stockholm, wohin es 1694 aus Privathand gelangte; vgl. D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Abt. Briefwechsel. Bd. 1. 1501–1520. Weimar 1930. S. 110–112. Der Brief wahrscheinlich vergleichbaren Inhalts, den Luther am selben Tag an seinen zuständigen Bischof Hieronymus Schulz von Brandenburg richtete, existiert nicht mehr; vgl. ebd., S. 113 (Exkurs 1).

7 Vgl. Thomas Schauerte: Bruder Nestors – Sohn des Cicero. Albrechts Humanismus und Kunstpatronanz als Standesattribute. In: Schauerte/Tacke: Albrecht von Brandenburg (Anm. 5), S. 51–59.

von Mainz war er Primas unter den Erzbischöfen und zugleich als Erzkanzler des Reichs der zweithöchste Mann nach dem Kaiser. Und schließlich kam am 8. Mai 1518 mit dem Kardinalstitel eine weitere hohe kirchliche Würde hinzu, die ihn in den Kreis derer brachte, die den Papst wählen.[8] In Luthers Brief verrät die vier Zeilen umfassende Titulatur der Adresse etwas davon, wobei sie noch abkürzt, um, wie es üblich war, auch das Verhältnis des Briefschreibers zum Adressaten in gebührender Weise zum Ausdruck zu bringen.

Luther redet den hohen Herrn als „seine[n] Herrn" an, der dem niedriger gestellten „günstig gesonnen" (S. 3) zu sein hat, und dem er verehrungsvolle Ehrfurcht entgegenbringt. Damit ist der soziale Interaktionsraum zwischen Schreiber und Adressat umrissen. Luther war als Kleriker dem Magdeburger Kirchenchef mittelbar unterstellt, da Wittenberg kirchlich zum Bistum Brandenburg gehörte, das in den Bereich von Albrechts Erzdiözese fiel. Er spricht ihn bewusst auch in seiner geistlichen Funktion, nicht nur als Kirchenfürst, an: als „Hirten in Christus" (S. 3). Damit wird bereits ein weiter unten thematisierter Kritikpunkt an den Bischöfen jener Zeit präludiert: dass sie nämlich mehr Herrscher als Hirten seien.

Dem Brief waren Luthers 95 Thesen über den Ablass, höchstwahrscheinlich im Druck, beigefügt, wie aus Luthers Briefschluss hervorgeht. Der Fürst-Erzbischof betrieb in seinen Territorien, also in Kurbrandenburg, im Erzstift Mainz und im albertinischen (nicht im ernestinischen) Sachsen, seit Beginn des Jahres 1517 den vom Papst zum Ende des Jahres 1516 aufgelegten Petersablass, dessen Ertrag zum Neubau der Peters-Kirche in Rom genutzt werden sollte. Er tat dies im Interesse des Papstes, aber auch in seinem eigenen: Einen beträchtlichen Teil der Einkünfte konnte er für sich behalten, um damit die enormen Schulden von 30.000 Dukaten zu bezahlen, die er zuvor machen musste, um einerseits die Gelder für die päpstliche Verleihung der erzbischöflichen Würde (Palliengelder) und andererseits diejenigen für die auch damals schon an und für sich unerlaubte Ämterhäufung (Dispensgelder) zahlen zu können. Es lag auf der Hand, dass dieses Ablassgeschäft sowohl dem Papst als auch dem Erzbischof in erster Linie der Erschließung finanzieller Ressourcen diente und nicht etwa der Wahrnehmung seelsorgerlicher Verantwortung. So mag Albrecht aus seinem Interesse an Gewinnmaximierung heraus geduldet haben, dass seine Ablassprediger die mit dem Ablass verbundenen und durch Geld zu erwerbenden Gnaden übertrieben anpriesen.

Luther hatte von diesen Praktiken durch Gemeindeglieder erfahren, die zwar in Kursachsen selbst keine Ablassbriefe erwerben konnten, dafür aber im nahen brandenburgischen Jüterbog, und man hatte offenbar da-

---

8 Über ihn vgl. Schauerte/Tacke: Albrecht von Brandenburg (Anm. 5).

von Gebrauch gemacht. Dies ist nun für Luther der Anlass, um einzuschreiten, und zwar gar nicht einmal, wie man heute zuallererst vermuten würde, um Albrecht wegen seines gewinnsüchtigen Verhaltens zur Rede zu stellen. Nein, dieser Gesichtspunkt bleibt ganz im Hintergrund. Ihm geht es vielmehr um die in Kauf genommene Irreführung der Gläubigen, gegen die er aus seelsorgerlicher Verantwortung einschreiten will.

Das erforderte durchaus Mut. Denn selbst wenn Luther Albrecht keine moralischen Vorwürfe wegen seiner ungeistlichen Bereicherungsbestrebungen macht, so macht er ihm einen in seinen Augen schwerer wiegenden Vorwurf: Der Hirte nehme sein Hirtenamt und damit seine Verantwortung für das Seelenheil der ihm anvertrauten „Herde" (S. 5) nicht wahr. Vermutlich hatte Luther schon längere Zeit den Plan mit sich herumgetragen, einen solchen Brief zu schreiben. Das bedeutet aber auch, dass dieser Brief ihm nicht spontan aus der Feder geflossen ist, sondern dass hier jedes Wort vorüberlegt war. Noch 1541 äußerte Luther, er könne diesen Brief „noch auff legen";[9] d. h. er hatte sich eine Kopie davon genommen.

II. Konventionelle Form und individuelle Argumentation – Forderung und Anklage, in einen Bittbrief verpackt

Luther setzt zwischen Titulatur und *salutatio*, „wohl spätmittelalterlichem Vorbild folgend",[10] als eine Art Überschrift „Jhesus" (S. 3), was so viel heißt wie: ‚Alles, was ich dir im Folgenden zu sagen habe, geschieht im Namen Jesu'. Es ist bezeichnend, dass er den Erzbischof sodann nicht etwa gemäß humanistischer Sitte mit der Formel *salutem dicit* begrüßt, sondern eine von den paulinischen Briefen inspirierte, im Jahr 1517 für ihn noch recht ungewöhnliche Grußformel wählt: „Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes und was sie vermag und ist" (S. 3).[11] Damit signalisiert Luther, dass er vorhat, wie der Apostel zu Albrecht zu sprechen.

Im ersten, einleitenden Teil des Briefs (*exordium*) benutzt Luther dann aber die höfische Rhetorik, um die soziale Rangfolge zwischen dem Ad-

---

9 Vgl. Martin Luther: Wider Hans Worst. In: Luther: Gesamtausgabe (Anm. 6). Abt. Schriften. Bd. 51. Predigten 1545/46. Weimar 1914. S. 540.

10 Vgl. Gerhard Ebeling: Luthers Seelsorge an seinen Briefen dargestellt. Tübingen 1997. S. 431. Luther hat diese Weise, dem Briefeingang ein christliches Gepräge zu geben, ca. 1522 aufgegeben; stattdessen ging er zu Grußformeln aus den paulinischen Briefen über.

11 Gerhard Ebeling weist darauf hin, dass die paulinische Grußformel ‚Gnade und Friede (von Gott, unserm Vater)' bzw. Variationen davon sich bei Luther erst 1522 durchsetzen; vgl. Ebeling: Luthers Seelsorge (Anm. 10), S. 434. Ihm ist der Fall von Luthers Brief an Albrecht wohl entgangen.

ressaten und sich selbst deutlich zu machen. Der Briefschreiber, der als Bittsteller auftritt, bedient sich entsprechend den brieflichen Regeln der sogenannten *affectata modestia*, um den Adressaten seiner demütigen Unterwürfigkeit zu vergewissern. Luther stilisiert das Verhältnis zwischen sich und dem Kirchenfürsten deutlich zu einem Gegensatz zwischen Untertan und Herrscher. Auf der Seite des Herrschers ist unumschränkte Machtfülle, die auch zum Ausdruck kommt, wenn Unterworfene mit gnädiger Nachsicht behandelt werden. Die *clementia* ist Herrschertugend schon des römischen Kaisers, zu dessen Herrschaftsverständnis es gehörte, den Untertanen im Interesse des Gemeinwohls mit Milde und Nachsicht und nicht mit einer seiner Macht durchaus möglichen Strenge zu begegnen. Auf der Seite des Bittstellers steht dem eine übertrieben wirkende Selbsterniedrigung gegenüber, die vermutlich aber durchaus im Rahmen der üblichen Demutsrhetorik war. Dennoch wird vor diesem Hintergrund der gesellschaftlichen Rangfolge die Kühnheit desjenigen umso deutlicher herausgestellt, der die „Stirn" (S. 3) hat, mit kritischen Anfragen an den Erzbischof heranzutreten.

Im Briefaufbau folgt nun gemäß dem Gattungsmuster das Berichten und Darlegen des ‚Falles' (*narratio*). In einem Satz werden alle wesentlichen Punkte benannt: „Durch die Lande getragen werden päpstliche Ablässe unter deinem hochberühmten Namen zum Bau von St. Peter" (S. 3).

Das nächste Satzgefüge äußert Luthers kritische Grundhaltung dazu. Luther ist durchaus empört – was sich im Fortgang des Briefs auch an verschiedenen Stellen in affektiven Ausbrüchen niederschlägt – und äußert Schmerz: angesichts der falschen Auffassungen über den Ablass, die er von den Leuten zugetragen bekommt. Diese falschen Auffassungen werden sodann, eingeleitet durch „nämlich" (S. 3) (*videlicet*), aufzählend benannt; insgesamt vier an der Zahl.

Die Aufzählung ist so angeordnet, dass unter Punkt 2 und 3 Beispiele für die Übertreibungen in den marktschreierischen Parolen des Ablasspredigers gegeben werden, die Luther offenbar kolportiert worden sind. Beim ersten Beispiel wird der unmittelbare Zusammenhang von Geldzahlung und Befreiung aus dem Fegefeuer betont. Im zweiten Beispiel wird behauptet, dass der Ablass selbst dann rette, wenn jemand die Jungfrau Maria geschwängert habe. In ihrer Absurdität sprechen sie für sich. Die rahmenden Punkte 1 und 4 benennen hingegen das theologisch Problematische in Luthers Zusammenfassung: An erster Stelle steht, dass in der beschriebenen Ablasspropaganda eine falsche Heilssicherheit geschaffen werde, und an letzter, dass Strafe und Schuld unzulässig ver-

mischt würden.[12] Die Aufzählung mündet rhetorisch geschickt in einen emphatischen Ausruf: „O guter Gott, so also werden die Seelen unterrichtet, […] zum Tode nämlich“ (S. 3).

Die *narratio* geht an dieser Stelle in die *argumentatio* über, in der Luther nun die theologische Verwerflichkeit der Ablasspropaganda näher darlegt. Dieser theologische Argumentationsteil umfasst zwei Abschnitte.

Im ersten Abschnitt wird mit einer Reihe biblischer Belege nachgewiesen,[13] dass es eine Sicherheit in Bezug auf das Seelenheil nach Gottes Willen nicht geben kann und auch gar nicht geben soll, weil der Weg dorthin schwierig ist und der Mensch ihn nicht leichtnehmen soll. Auch dieser Passus endet mit einer rhetorisch wirkungsvollen *exclamatio*, in Form einer rhetorischen Frage: „Wie also können sie mit solchen falschen Geschichten und Versprechungen von Vergebung die Leute sicher und furchtlos machen?“ (S. 4.)

Der zweite Passus bringt ein neues Argument. Nicht genug damit, dass der Ablass die Menschen in falscher Sicherheit wiegt, weil seine Verheißungen theologisch grundlos sind. Dazu kommt nun noch, dass die Werke der Frömmigkeit und Liebe unendlich viel besser – und das heißt auch: zuträglicher zur Erlangung des Seelenheils – als die Ablässe seien, dass deren Predigt jedoch zugunsten der Ablasspredigt unterlassen werde.

Dieses Argument der unterlassenen Evangeliumspredigt führt Luther jetzt zu schonungsloser Kritik an den Bischöfen allgemein, die den Auftrag Christi verfehlen und sich damit selbst in höchste Gefahr bringen. Das diesen Passus abschließende Bibelzitat Mt 23, 24 – „dass sie zwar die Fliege aussieben, aber das Kamel verschlucken“ (S. 4) – stammt aus dem Kontext von Jesu Weherufen gegen die Pharisäer. Luther bezieht hier wie auch sonst die neutestamentliche Kritik an den Pharisäern, die sich dem Ruf Christi verschlossen haben, auf die Vertreter der altgläubigen Kirche, denen er vorwirft, in vergleichbarer Weise das Evangelium unterdrückt zu haben.

Man sollte meinen, dass Luther jetzt seinen Vorwürfen nichts mehr hinzufügen kann – doch weit gefehlt. Nun erst kommt er auf die Aussa-

---

12 In seiner späteren Schrift *Wider Hans Worst* zählt Luther sieben „grewlich schreckliche Artickel“ auf, die Tetzel zum Verkauf des Ablasses gepredigt habe. Von den im Brief Albrecht gegenüber erwähnten finden sich der zweite und der dritte fast wörtlich: „Er [sc. Tetzel] hette solche Gnade und gewalt vom Bapst, wenn einer gleich die heilige Jungfraw Maria Gottes Mutter hette geschwecht oder geschwengert, so kündte ers vergeben, wo der selb in den Kasten legt, was sich gebürt […]. Item, wenn einer Gelt in den Kasten legt fur eine Seele im Fegfewr, so bald der Pfennig auff den boden fiel und klünge, so füre die Seele heraus gen Himel“; Luther: Gesamtausgabe. Abt. Schriften. Bd. 51. Predigten 1545/46 (Anm. 9), S. 539.

13 Biblische Belege: Philipper 2, 12; 1 Petrus 4, 18; Matthäus 7, 14; Amos 4, 11; Sacharja 3, 2.

gen von Albrechts Ablassinstruktion, der *Instructio summaria*, zu sprechen.[14] Dem bisher Ausgeführten wird damit aber sachlich nichts Neues mehr hinzugefügt, es handelt sich um eine Wiederholung der Predigtaussagen, deren Missbräuchlichkeit Luther schon zuvor dargelegt hat, allerdings noch einmal sarkastisch zugespitzt durch den Doppelsinn von lat. *redimere* als kaufen und erlösen, der im Brief in der Formulierung „qui animas vel confessionalia redimunt" (S. 2) evoziert wird: Indem Beichtbriefe zum Verkauf gebracht werden, so wird damit gesagt, wird in Wirklichkeit ein Geschäft mit der Heilsangst der Menschen betrieben.[15] Es sieht fast so aus, als ob Luther diese Ausführungen an dieser Stelle gewissermaßen nachschiebt; hätte er den Brief nicht auch mit ihnen beginnen können, statt einen so verhältnismäßig langen Anlauf zu nehmen? Jedenfalls sind mit diesem Teil nun die *narratio* und *argumentatio* abgeschlossen.

Im klassischen Aufbauschema folgt jetzt in der *petitio* das schon im *exordium* angekündigte *votum*, die Äußerung der Bitte. Luther bringt sie mit einer Geste der Hilflosigkeit vor: „Aber was soll ich tun?" (S. 4). Angesichts der vorher vorgetragenen Argumentation gegen den Ablass wirkt sie denn auch fast wie eine Konzession an den Adressaten: die Ablassinstruktion einzuziehen und gegen eine maßvollere auszutauschen. Dabei hat die Argumentation eigentlich klar gemacht, dass vom Ablass nicht viel übrig bleibt, wenn man ihn wahrheitsgemäß predigt. Konsequent wäre also die Forderung gewesen, dass Albrecht den Vertrieb des Petersablasses ganz einstellt. So fordert er praktisch von ihm, den Leuten ehrlich zu sagen, dass sie vom Ablass nicht sehr viel erwarten können, nämlich keineswegs den Erlass von Fegefeuerstrafen,[16] ihn aber trotzdem kaufen sollen – eine fast absurde Konsequenz. In jedem Fall wäre die Erwartung ohnehin nicht realistisch gewesen, Albrecht könnte sich Luthers Kritik zu eigen machen und entsprechend reagieren, denn es war ja klar, dass er den Erlös aus dem Ablassgeschäft dringend brauchte. Luther artikuliert seine ‚Bitte' nicht in der Meinung, sie würde konkret erfüllt werden. Daher wohl auch die Geste der Ratlosigkeit. Vielmehr geht es um das Aufdecken der allgemeinen Verlogenheit des Ablassgeschäfts: und Konsequenzen werden

---

14 Vgl. Heiko A. Obermann (Hg.): Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen. Bd. 3. Reformation. Neukirchen-Vluyn 2005. S. 36 f.

15 In *Wider Hans Worst* werden auch diese beiden Punkte aufgezählt: „Item, die Ablas gnade were eben die Gnade, da durch der Mensch mit Gott versünet wird. Item, es were nicht not, Rew noch leide oder Busse für die Sünde zu haben, wenn einer das Ablas oder die Ablas brieve kauffet (ich solt sagen löset), und verkaufft auch künfftige Sünde"; Luther: Gesamtausgabe. Abt. Schriften. Bd. 51. Predigten 1545/46 (Anm. 9), S. 539.

16 Denn die Kirche kann, wie Luther auch Albrecht gegenüber deutlich sagt und in den 95 Thesen weiter ausführt, nur diejenigen Strafen erlassen, die sie selbst auferlegt hat; dazu gehören aber die Fegefeuerstrafen gerade nicht.

eingefordert. Dies nun allerdings mit höchster Dringlichkeit, wie die hinzugefügte Drohung deutlich macht, Inhalt und Verantwortliche könnten verurteilt werden. Diese Drohung ist zwar vage, denn wer sollte mit diesem unbenannt bleibenden „jemand", der da „aufsteh[en]" (S. 4) könnte, wohl gemeint sein? Aber sie ist aus Luthers Wortwahl trotzdem deutlich hörbar. Denn Vorbild für Luthers Formulierung dürfte Psalm 7, 7 gewesen sein, in dem Gott vom Beter aufgefordert wird, wider seine Feinde zum Gericht „aufzustehen".[17] Luther stellt also in den Raum, Gott selber könne eingreifen und Albrecht zur Verantwortung ziehen (sich dabei eines menschlichen Werkzeugs bedienend).[18] Mit diesen unmissverständlichen Andeutungen macht Luther deutlich, wie er selbst sein lange hinausgezögertes Eingreifen in den Ablasshandel versteht.

Der Schlussabschnitt des Briefs, das Postskript, führt Luther zunächst formal zurück in die Rolle des untertänigen Briefschreibers, der seine Ergebenheit beteuert. Er nennt dann noch Ort und Datum der Abfassung, gibt einen Verweis auf die beigelegten 95 Thesen und die Unterschrift. Der Tag, der „Vorabend zu Allerheiligen" (S. 5), erweist sich insofern als absichtsvoll gewählt, als zum Allerheiligenfest auch in Wittenberg ein großes Ablassspektakel begangen wurde, die Ausstellung der kurfürstlichen Reliquiensammlung in der Wittenberger Schlosskirche, für deren Besuch, verbunden mit entsprechenden Gebeten, die Frommen einen Portiuncula-Ablass erwerben konnten.[19] Luthers kritische Aktion des Thesenanschlags war ein symbolischer Akt und konnte auf diese Weise also mit besonders großem Echo rechnen.

Seltsam mutet es an, dass dieser Thesendruck im Brief an Albrecht nur so beiläufig erwähnt wird. Der Brief ist keineswegs nur ein Begleitschreiben zur Übersendung der Thesen, sondern hat sein Gewicht in sich selber.

In diesem Brief unterschreibt Luther zum ersten Mal mit der von nun an in aller Regel von ihm verwendeten Namensform Martinus ‚Luther'. Seinen Familiennamen hatte Luther zunächst als ‚Luder' geschrieben. Nach Humanistensitte hatte er ab 1517 gelegentlich gegenüber guten Freunden eine gräzisierte Form seines Namens gewählt, ‚Eleutherios', der Befreite. Als befreit hatte sich Luther aufgrund der paulinischen Rechtfer-

---

17 Lat.: exsurge domine in ira tua; vgl. ähnlich auch Psalm 93, 2: exaltare qui judicas terram/ redde retributionem superbis.

18 Sollte es Zufall sein, dass die päpstliche Bannandrohungsbulle vom 15. Juni 1520 mit den Worten „Exsurge Domine" beginnt? Oder sollte hier ein für allemal klargestellt werden, dass Gott eben nicht Martin Luther, sondern die römische Kurie zur Durchsetzung seines Gerichtes benutzt? Vgl. Obermann: Reformation (Anm. 14), S. 49–52.

19 Vgl. Bernd Moeller: Thesenanschläge. In: Joachim Ott und Martin Treu (Hg.): Luthers Thesenanschlag – Faktum oder Fiktion. Leipzig 2008. S. 9–32.

tigungsbotschaft verstanden.[20] Als Luther wieder zu seinem deutschen Namen zurückkehrte, nahm er doch als ‚namensetymologischen Reflex' das ‚th' in die Schreibung auf.[21] Zudem beruft sich Luther auf das Lehramt, das er als berufener Doktor der Theologie innehat – heute entspräche das einer Ernennung als ordentlicher Professor.

Ein biographischer Wendepunkt wird durch den Brief bezeichnet, weil Albrecht von Brandenburg den Brief nicht so wohlwollend aufnahm, wie Luther ihn gebeten hatte, sondern vielmehr die beigelegten Thesen zur Beurteilung an die Theologen und Juristen der Universität Mainz und an den Papst in Rom sandte[22] und damit letztlich den Lutherprozess in Gang brachte, der 1521 mit dem Wormser Edikt endete. Luther dürfte allerdings auch klar gewesen sein, dass der Kirchenfürst einen solchen Brief unmöglich wohlwollend aufnehmen konnte. Albrecht selber würdigte Luther keiner Antwort, reagierte aber insofern, als er im Dezember 1517 seine Magdeburger Räte und den Ablasskommissar Johann Tezel tatsächlich anwies, Fehlverhalten und Missbräuche abzustellen. Er bezeichnete Luther als „vermessenen Mönch zu Wittenberg", dessen Vorgehen geeignet sei, das gemeine Volk zu verführen.[23] Luther wird sich bewusst gewesen sein, dass sein Schreiben unabsehbare Konsequenzen haben konnte. Er geht dieses Risiko bewusst ein, indem er die Sache, um die es ihm geht, mehr als deutlich zum Ausdruck bringt. Neben allen Beteuerungen von Ergebenheit gibt es zugleich mehrere Stellen in dem Brief, an denen man das Ketzerfeuer quasi schon knistern hört! So hinterlässt der Brief insgesamt den Eindruck, als ob Luther zwischen Untertänigkeit und Kühnheit hin und her schwanke. In diesem Schwanken ist aber kein Ausdruck von Unentschlossenheit zu sehen, sondern dahinter steckt vielmehr eine Strategie, die abschließend umrissen werden soll.

Formal handelt es sich bei dem Brief um einen Bittbrief – wie es wohl bei dem hochgestellten Empfänger kaum anders denkbar war. Der Charakter als Bittbrief wird aber schon zu Beginn der *narratio* unterlaufen durch Luthers Artikulation von Schmerz, der aber in Wirklichkeit Empö-

---

20 Vgl. dazu Reinhard Schwarz: Luthers Freiheitsbewusstsein und die Freiheit eines Christenmenschen. In: Dietrich Korsch u. Volker Leppin (Hg.): Martin Luther, Biographie und Theologie. Tübingen 2010. S. 31–68.

21 Vgl. Bernd Moeller u. Karl Stackmann: Luder-Luther-Eleutherius. Erwägungen zu Luthers Namen. In: Nachrichten der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse (1981).

22 Vgl. Kommentar in: Luther: Gesamtausgabe. Abt. Briefwechsel. Bd. 1. 1501–1520 (Anm. 6), S. 114 f.

23 Wilhelm Ernst Winterhager: Ich dachte fur war, Er were ein Engel. Albrecht von Brandenburg im Urteil seiner Zeitgenossen. In: Schauerte/Tacke: Albrecht von Brandenburg (Anm. 5), Bd. 2. Essays. S. 131–167, bes. S. 137 ff.

rung ist (die im weiteren Verlauf des Briefs auch mehrfach ausbricht), und die darin implizit enthaltene Anklage (*accuso*). Diese Anklage formuliert Luther zunächst indirekt, natürlich nicht gegen Albrecht; sie richtet sich zunächst auch noch nicht einmal gegen Albrechts Ablasskommissare, sondern nur gegen die Dinge, die er von seinen Beichtkindern gehört hat. Gleichzeitig sagt Luther aber auch ganz klar: Das läuft ‚unter deinem Namen'. In Luthers erstem Empörungsausbruch sind dann aber die Ablassprediger schon direkt gemeint: „[S]o also werden die Seelen unterrichtet […]!" (S. 3) – nämlich von den Ablasspredigern. Und wiederum heißt es gleichzeitig: Du bist als Bischof zuständig, du musst die Verantwortung übernehmen. In der Argumentation richtet sich die Empörung ebenfalls offen gegen die Prediger: „Wie können sie mit solchen falschen Reden die Leute so einlullen?" Implizit trifft das Albrecht insofern auch, als es die „Amtshandlung des Bischofs" (S. 3) ist, die angeklagt wird. Auch das Vernachlässigen der Evangeliumspredigt wird einerseits den Ablasspredigern zur Last gelegt (sie predigen, sie verschweigen), aber gleichzeitig heißt es: Die Aufgabe aller Bischöfe (implizit: auch deine), ist es, das Evangelium zu predigen statt der nutzlosen Ablässe, und der Bischof, der das nicht tut, begibt sich in große Gefahr (implizit: du auch).

Und nun kommt Luther auf die unhaltbaren Inhalte von Albrechts Ablassinstruktion zu sprechen: unter ihr steht Albrechts Name, für sie muss er persönlich geradestehen, auch wenn Luthers Formulierung dem Kirchenfürsten die Entschuldigung: ‚es ist ja nur dein Name' zu gewähren scheint. Mit der hochironischen Formulierung „unter dem Namen deiner väterlichen Güte (aber ja wohl doch ohne dein[…] Wissen und Zustimmung)" (S. 4) gibt Luther jedoch überdeutlich zu verstehen, dass diese Ausflucht eine Illusion ist, die höchstens hilft, einen äußeren Schein zu wahren. Denn es ist schlicht undenkbar, dass Albrecht von der Ablassinstruktion nichts gewusst haben sollte. Luther hat Albrecht mit dessen eigener Instruktion festgenagelt.

Daraufhin stellt er die Bitte, daraus die Konsequenz zu ziehen und die Ablassinstruktion aus dem Verkehr zu ziehen. Formal könnte sich Albrecht dahinter zurückziehen, dass er von ihr nichts gewusst habe. Luther bringt seine äußerlich den Schein wahrende ‚Bitte' aber kombiniert mit einer Drohung vor, so dass klar ist: Luther äußert keine Bitte, sondern eine Forderung.

Man kann die Strategie dieses Briefs also so zusammenfassen: Auf der einen Seite wird das *decorum* gewahrt, werden soziale Regeln eingehalten, durch die Respekt vor der gesellschaftlichen und kirchlichen Hierarchie bekundet wird, wird so auch dem Adressaten das Zugeständnis gemacht, dass er nicht ‚entblößt' wird. Die Form schützt ihn. Aber unter diesem ‚Text' gibt es einen ‚Subtext', der sich anders liest: In ihm wird Empörung

geäußert, angeklagt, gedroht und gefordert. Dieser ‚Subtext' ist durch die gesellschaftliche Ordnung nicht gedeckt, der Briefschreiber setzt sich in ihm über die Regeln der ständisch gegliederten Gesellschaft hinweg. Das kann er natürlich nicht einfach so, dafür braucht er eine Legitimation. Seine Legitimation, so gibt Luther zu verstehen, ist eine äußerliche und eine innerliche. Luther beginnt mit der innerlichen, die in dem Bewusstsein besteht, nichts anderes als das Evangelium von Jesus Christus zu vertreten, wie der Apostel Paulus es auch getan hat, also gewissermaßen durch Gott dazu berufen zu sein, das Evangelium zu verkündigen. Die äußerliche kommt ganz zum Schluss: vor den Menschen hat er die Freiheit und das Recht zur Wahrnehmung seines apostolischen Amts durch die Berufung zum Doktor der Theologie.

Christian Fürchtegott Gellert an Moritz Ludwig Kersten, 25. Oktober 1748

Mein lieber Herr Sekretair.
Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster- oder Michaels-Messe vorbey lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Romanchen, oder ein übersetzter Catechismus wäre. Wovon sollten die Setzer und Buchführer leben, wenn der Autor nicht schreiben wollte? Und was sollte der Autor anfangen, wenn er nicht von Messe zu Messe schreiben könnte? Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen, ich schreibe so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu iemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnet werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause u. nehme die Feder in die Hand, u. schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers seyn sollte.

Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt ist, herein u. langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath von Butter u. Käse u. Brodt war, meine Fabeln ungebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an, bingt mir das Buch fein fest u. schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Wo wer ichs hergekreit han, ich ha mirs gekoft. Unser Schulmester u. der Schulze han sich bald scheckigt über dem Buche gelacht. Es stieht recht spashaft Zeug drinn, mer mögt närrisch drüber wären. Ich ha en klen Jungen, der schun schmuck lesen kann, dem will ichs gähn, er sull mir abends bey der Pfeife Tubak wenn ich vom Feld komm, draus vurlesen, so geh ich kaum mih in die Schenk. Er war noch jung der Herr, ders in Druck hat ausgiehn lassen; ich wollte was abbrechen, aber er sate, es wäre nicht angers, als zwanzig Groschen, die han ichm auch gegähn. Er hatte noch vel Bücher, das Bücherschreiben mußm recht von der Hand gehn. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo Ihr das Buch gekauft habt, hats nicht geschrieben, er handelt nur damit. Der Schelm! fieng der Bauer an, ich dacht, es wär der Herr selber, ich hätte den Teufel nicht so viel gegän. Nunmehr hätte ich gehn können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke, den außerdem würde ich mich dem Bauer selber entdeckt haben. O mein lieber

Herr Sekretair, wenn Sie nur hätten sehn sollen, mit welcher Verwundrung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte und mich ermahnte, mehr solch schnackisch Zeug zu schreiben!

Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser vom Könige in Preußen bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweyten Theil von dem Leben der Schwedischen Gräfinn fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich würde schwermüthig darüber. Seyn Sie zugleich so gütig, und überreichen Sie dem Herrn Grafen ein Exemplar davon, nebst dem Saurin.[1] Ich habe mehr, als zehnmal die Ehre gesucht, ihm beides selber hier zu übergeben; aber ich habe vor den großen Perüken, vor den Sammetröcken, vor den reichen Westen nie weiter, als bis an die Thüre des Vorsals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weste mit Franzen anhatte; aber freylich sind sie schon etwas alt. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange ansah, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tief Compliment machen u. dir durch die Antichamber helfen; aber er blieb ganz gelassen, u. ich schämte mich, daß mein Name einem so wohl gewachsnen Menschen unbekannt war. Ich blieb demüthig stehn u. sah die Gesichter an die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was sie bey ihm suchten. Bey vielen war mirs unmöglich etwas heraus zu bringen, sie sahn mir aus, als ob sie es selber nicht wüßten; aber den meisten sah ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, eine Profession, eine bessere Pfarr, ein Stipendium, oder so etwas suchten. Diejenichen, die etwas in dem Busen stecken hatten, oder deren Taschen dick waren, machten mir die wenigste Mühe. Was konnten sie anders anzubringen haben, als Disputationes u. Schediasmata, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, u. ärgerte mich über die Gelehrten, die den Großen ihr Schicksal so sauer machen, und beschloß, weniger unverschämt zu seyn, als meine Collegen. Kurz, ich gieng fort, u. glaubte, daß ich durch mein Weggehn mehr Ehrerbietung für meinen Grafen bezeugte, als die andern durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene.

Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heyrathen wird. Das ist doch nicht Recht, daß Sie sich in der Liebe von ihm übertreffen lassen. Werden Sie doch verliebt, u. machen Sie sich u. ein Mädchen glücklich.

---

1 Jacques Saurin (1677–1739), protestantischer Geistlicher französischer Abstammung; zahlreiche Sammlungen seiner Predigten wurden veröffentlicht.